

## Editorial

Wo hört Stadt auf, wo fängt Land an? Wie weit müssen wir reisen, um über dörfliches Leben zu berichten? Reicht die Fahrt nach Erkner oder ist der Berliner Speckgürtel bloß eine Erweiterung der Großstadt? Wie ziehen wir unsere Grenzen, welche *mental maps* entwerfen wir?

Wir, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 15. taz Panter

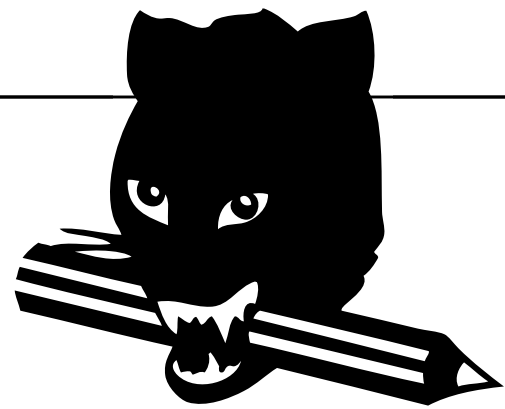
Workshops, haben Ideen gesammelt und verworfen. Wir haben wild diskutiert und gestikuliert, uns in den Großstadtschungel gestürzt, sind kreuz und quer durchs Berliner Umland gefahren. Entstanden ist eine bunte Collage an Texten und Bildern über Stadt, Land und Mensch: urbane Gärten, Feierkulturen und Obdachlosigkeit.

Dabei kommen wir, die Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe, aus allen Ecken Deutschlands und der Schweiz, von Hamburg bis Hammelburg, von Hannover bis Heroldsberg. Und eines wissen wir nun: Wenn Stadt auf Land, Nord auf Süd und Ost auf West trifft, wird es spannend. Klischees können erfüllt, unterstellt, reproduziert werden. Doch

mit einer Prise Humor und einer guten Portion Sensibilität können wir alle – Großstadthipster, Dorfökos, Kosmopoliten und Provinznasen – gut über uns selbst lachen und einander ernst nehmen.

Eines haben wir während des Workshops übrigens nicht getan: „Stadt, Land, Fluss“ gespielt.

FABIO SANTOS



taz.akademie



# Stadt, Land, Mensch

Ländliches, inmitten der Stadt: der taz-Dachgarten in der Rudi-Dutschke-Straße in Berlin-Kreuzberg. Ohne Menschen Fotos: Doris Benjack (S. I), Sophie Kiwus (S. II, S. III)

## Wie es alles wirklich ist

**Auf dem Land stinkt's.** Ja, aber immerhin nicht nach Pisse.

**Auf dem Dorf hat man seine Ruhe.** Ja, vor allem, wenn der Nachbar den Rasenmäher anwirft.

**Auf dem Dorf sind alle miteinander verwandt.** Ja, aber meistens nur zweiten Grades.

**In der Stadt gibt's Jobs.** Ja, bei Starbucks oder was mit Medien.

**Auf dem Dorf sind alle ungebildet.** Stimmt doch gar nicht.

**Alle Städter sehnen sich nach dem Landleben.** Wo sie aber keine *Landlust* kriegen.

**Auf dem Dorf hören alle Schlager.** Klar, wenn sie Strom haben.

**Auf dem Dorf sind alle bei der freiwilligen Feuerwehr.** Ja. Außerdem ist die Hälfte schwul, die andere sind Neonazis.

**In der Stadt sind alle arrogant.** Bitte? Haben Sie was gesagt?

**Das Landleben ist langweilig.** Nein. Es gibt den Landfrauenverein und die Blasmusikkapelle.

**In der Stadt hört man kein Vogelgezwitscher.** Doch. Das Handy twittert.

**Auf dem Dorf gehen alle sonntags in die Kirche.** Stimmt. Und abends hören sie Jesus-Rock.

**Alle verlassen das Land.** Raum ohne Volk ist schlimm. Umgekehrt ist schlimmer.

**In der Stadt kann man shoppen.** Wenn man Klamotten aus Bangladesch und Karohemden mag.

**Stadt heißt Eile.** Da läuft die Uhr auch schneller. Tick, tack.

**Auf dem Land steht die Zeit still.** Da gibt's auch keine Batterien. Tack, tack. **ANNA BERGER, ELIF GÜZEL**

## Raus aufs Land

Los geht's mit der Regionalbahn durch Berlin und raus aufs Land. Die Bahn fährt los, und wir verabschieden uns von den Menschen auf den Werbeplakaten. Am Hauptbahnhof füllt sich das Abteil; Jugendgruppen, Seniorinnen und Kegelervereine fahren über das Wochenende an die Ostsee. Ruhe, Entspannung, Sonne und eine frische Brise, die einem die Gedanken im Kopf durchwirbelt? Zwei Freundinnen mit rotem Kurzhaarschnitt freuen sich auf Fischbrötchen, eine Jugendliche hat vorsichtshalber Paracetamol eingepackt, dafür aber einen Schlafsack vergessen.

Vorbei an Britz, Chorin und Warnitz. Sattes Grün. Smartphones blinken im Facebook-Blau auf, klingeln mit Chart-Hits oder klassischer Musik. Vogelgezwitscher aus dem Handy. Ein

junger Backpacker auf dem Weg nach Greifswald entblättert sich, wirft den großen Rucksack mit samt den dreckigen Gummistiefeln in die Gepäckablage.

Wo beginnt eigentlich Land? Zum Beispiel hier in Seehausen, gut 200 Einwohner, einem Urlaubsort irgendwo in der Uckermark. Wir folgen der Dorfstraße in die Bungalowsiedlung, die idyllisch an einem See gelegen ist. „Black Pearl“, „Diana“ und „Der Blaue Milan“ heißen die Boote am Steg.

Nicht weit vom See entdecken wir das von der Nachbarschaft ins Leben gerufene Insektenhotel „An der Lanke“. Es wurde aus Stroh, Heu, Bambusstäben und anderen Naturmaterialien gebaut und bietet Insekten aller Art eine Überwinterungshilfe.

An der menschenleeren Dorfstraße, hinter einer Hecke, befindet sich ein Tennisplatz. Hier erzählt uns ein sportlicher älterer

Mann von einem Ereignis, das es sonst nirgends in Deutschland gibt: der Eselkarawane, die in Seehausen haltmacht.

Übernachten kann die Karawane „Am Gutshof“. Zu finden ist die Pension über schmale Pfade und Wege, die mit großen Pappaufstellern und Plakaten von bekannten Eisherstellern geschmückt sind. Zurück zur Dorfstraße. Hier hat jemand Selbstgemachtes auf einen Plastiktisch vor das Einfamilienhaus gestellt: Honig, Frühlingszwiebeln und Rhabarber. Wir nehmen zwei Bund Gemüse mit, werfen Münzen in den dafür vorgesehenen Briefkasten und reisen vollbepackt zurück nach Berlin.

Bald sind wir wieder im Getümmel. Es ist laut, es ist hektisch, irgendwo spielt ein Akkordeon. Es riecht nach Metropole – und nach Zwiebeln und Rhabarber. **ELIF GÜZEL, FABIO SANTOS**

## Rein in die Stadt

Im Sonnenlicht ergraute Scheunen stehen zwischen einstöckigen Häusern. Maiskolben trocknen unter einem Hausdach. Ein Pony grasst auf einer Koppel. Wir sind in einem Dorf irgendwo auf der Bahnstrecke zwischen Stralsund und Berlin. Neben den Schienen quaken Frösche. Der Zug rauscht heran, die Türen springen auf. Der Zug ist voll, aber kein Mensch steigt aus. Alle wollen in die Hauptstadt.

Wir drücken uns durch die Türe, klettern über Fahrräder, Rucksäcke und ausgestreckte Beine. Ein hochgewachsener Mann, der aussieht, als sei er einer Bierwerbung entsprungen, aber eine Club-Mate-Flasche in der Hand hält, erzählt von seinem Segeltörn. Eine Gruppe berucksackter Kinder staunt über die Geschichten von zwei angetrunkenen

Herren mit Piratencharme. „Sind wir jetzt endlich da-ha?“, nölt ein kleines Mädchen im Prinzessinnenkleid, als es seinen Blick für einen Moment von Mamas Smartphone lösen kann.

Kiefern und Birken fliegen an uns vorüber – die Landschaft an Bahnwärter Thiel, der seinen Sohn an das Monster verliert, in dem wir über die Schienen brettern. Die Stadt kommt näher. Statt Bussarden kreisen nun Tauben am Himmel. Graffiti säumen die Bahntrasse.

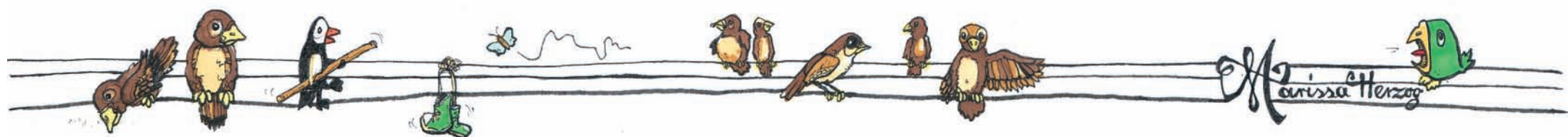
Berlin Hauptbahnhof. Die Reisesegesellschaft erhebt sich und gibt den Blick auf die Sitze freier: kullernde Flaschen, zerknüllte Tüten, Flecken auf den Polstern. Sieht so der Stoff aus, der das Land mit der Stadt verbindet? Die Zugdurchsage bringt es auf den Punkt: „Mind the gap!“

Stimmengewirr. Leuchtreklame. Der Geruch von Alkohol. Genervte Ortskundige drücken sich

an Seniorengruppen mit knatternden Rollkoffern vorbei. Der Bahnhof gleicht einer Ameisenkolonie. Ein Akkordeonspieler fängt mit seiner Melodie die Hektik ein.

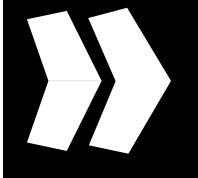
Mit der S-Bahn weiter zum Alexanderplatz. Eine Reise durch die Gedärme der Stadt. Es ist, als würde man von ihr verschluckt und wieder ausgespuckt. Danach fühlt man sich anders – stumpfer, tauber. Ein Wurstverkäufer summt grinsend eine Melodie und klappert mit der Zunge an seinen Bauchladen. Frank Sinatras „New York, New York“ dringt aus seinen Kopfhörern. Ein hagerer Mann mit grauem Pferdeschwanz schlägt einer älteren Dame im Kostüm auf den Hintern. Sie lacht. Er zieht weiter, als wäre nichts geschehen. Die Straßenbahn kommt neben uns zum Stehen. Wir fahren mit, immer tiefer in die Stadt.

**ANNA BERGER, MARISSA HERZOG**



**68,7** Prozent der Weltbevölkerung werden voraussichtlich 2050 in der Stadt leben. 2010 waren es noch 50,5 Prozent.

**33,3** Prozent aller in Deutschland lebenden Kinder glauben, dass Enten gelb sind.



Stadt

Tomatenkübel, Schrebergärten, Glas und Sichtbeton.  
Die grüne Hölle der grauen Masse – was macht die Stadt aus?



Land

„Das Pionierstadium ist lange überschritten“

URBAN GARDENING Wird der Palettgarten zum Businessmodell? Andrea von Allwörden sieht einen Trend zur Kommerzialisierung

taz: Am 16. Juni eröffnet das „Himmelbeet“ auf einem Parkhausdach im Wedding. Mit genehmigten Flächen, Pachtbeeten, unterstützt von einem Supermarkt und als gGmbH von festen Mitarbeitern organisiert. Erste Anzeichen einer Professionalisierung?

Andrea von Allwörden: Insgesamt kann man sagen, dass Urban Gardening professioneller wird. Die Szene organisiert sich langsam. Sie möchte ein bisschen Struktur, Organisation und sie möchte sich für Beratung, Leitfäden und Trainings anbieten. Die Szene sucht nach Möglichkeiten, wie der Einzelne auch davon leben kann.

Das Projekt „Himmelbeet“ ist also kein Einzelfall? Das ist schon ein Trend. Die Gärten stehen auf Dauer vor dem Problem des Selbsterhalts – deswegen organisieren sie sich. Wir haben in Berlin eine Ausnahme-situation: Das Pionierstadium ist schon lange überschritten. Die Szene steht jetzt vor der Frage, wie es weitergeht.

Urban Gardening entwickelt sich zu einer Branche, und wie das in jungen Branchen ist, bilden sich verschiedene Ansätze heraus. Regt sich in der Szene kein Widerstand gegen diese Art von professionellen Strukturen? Doch, natürlich. Der regt sich in den einzelnen Gärten genauso wie in der Szene insgesamt. Während einige sich Strukturen und Professionalisierung wünschen, steht für andere die Freizeitgestaltung und der gemeinsame Anbau von Obst und Gemüse im Vordergrund.

Wird das Urban Gardening kommerzieller? Ja. Das ist ja nicht verwerflich. Was spricht dagegen, dass Men-



Das bedrohte Paradies

SCHREBERGARTEN Er war der Vorläufer des Urban Gardening. Besuch einer Kolonie

Es duftet nach Blumen, von fern ertönt das gemütliche Poltern einer Gießkanne. Eine ältere Dame füttert Spatzen. Die Steinplatten federn unter den Schritten, und nun ist auch die Zukunft des übrigen Schrebergartens ungewiss.

Immer mehr junge Pärchen möchten hier ihren Garten haben, doch der Gemüseanbau interessiert sie nicht, berichtet ein Alteingesessener. „Das geht verloren durch die jungen Leute. Die stellen da Plastikspielzeug hin und saufen Rotwein bis tief in die Nacht. Ja, und nu?“

Das könnte Folgen haben, denn anbauen muss hier eigentlich jeder. Ansonsten erkennt der Senat als Pächter der Kolonie den Kleingartenstatus ab und stuft diese als Erholungsgarten ein, wodurch die Pachtkosten steigen.

Urban Gardening So bezeichnet man den Anbau von Nutz- und Zierpflanzen im städtischen Raum. Häufig werden hierzu brachliegende urbane Flächen gemeinsam von Bewohnern bewirtschaftet und dadurch für die Allgemeinheit erschlossen.

heutigen Statuten. Nach dem Mauerfall musste die Hälfte der Fläche Bauprojekten weichen, und nun ist auch die Zukunft des übrigen Schrebergartens ungewiss. Immobilienhaie kreisen um die 180 Parzellen große Oase überschaubarer Gemütlichkeit.

Außerdem sind Städter keine unsozialen Roboter, keine anonyme Masse und keine selbstverliebten Egomane, auch wenn man sie gerne als solche beschimpft. Die Stadt bietet Kneipen und Clubs, Vereine und Lesebibliotheken, Parks und Schwimmbäder. Alles Orte, an denen Menschen Beziehungen

außerhalb von Facebook und Twitter pflegen. Es ist gut, dass unser Verhalten in der Stadt nur den eigenen Freundeskreis interessiert. Wer im Dorf durchs Raster fällt, findet in der Stadt Anschluss: die Alternativen, die Schritten, die irgendwie Anderen. Sicher, auch die Anonymität hat ihre Schattenseiten, sie gleichzusetzen mit Ignoranz und sozialer Kälte ist aber verkürzt. Vielen ermöglicht sie, „nach eigener Fassung“ glücklich zu sein und die Möglichkeit für einen Neuanfang.

Andreas Speer rät jedem, der mit seinen Händen arbeiten will, eine Ausbildung zu machen und so schnell wie möglich in die Praxis zu gehen. Ein Studium wäre verschwendete Zeit. Was zählt, sind Erfahrungen und der direkte Bezug zu den Erzeugnissen: „Die Zukunft liegt in der Transparenz. Verbraucher wollen wissen, woher ihr Gemüse kommt.“

Der Idylle tut das noch keinen Abbruch. Der Stadtlärm ist kaum zu hören, Musikfetzen werden vom kräftigen Maiwind hergetragen wie Tagträume. In die sich jäh ein Rasenmäher einmisch-

Andreas Speer rät jedem, der mit seinen Händen arbeiten will, eine Ausbildung zu machen und so schnell wie möglich in die Praxis zu gehen. Ein Studium wäre verschwendete Zeit. Was zählt, sind Erfahrungen und der direkte Bezug zu den Erzeugnissen: „Die Zukunft liegt in der Transparenz. Verbraucher wollen wissen, woher ihr Gemüse kommt.“

Zwei Straßen, eine Kirche

Es gibt eine Geschichte, die erzählt, wie einmal ein Dorfbewohner nicht zu Hause war, als ein Unwetter heraufzog, das die ganze Ernte vernichtete. Als er nach Hause zurückkehrte, war das Heu auf seinen Wiesen nicht nur abgemäht, sondern lagerte bereits fein säuberlich auf seinem Heuboden. Er bedankte sich bei seinen Nachbarn, die zusätzlich zu ihrer Ernte auch noch die seine geschultert hatten, mit einer Kiste Bier für alle.

Ein Fleckchen Erde

Zugegeben, die Geschichte ist nicht in diesem Sommer passiert, sondern vor ungefähr dreißig Jahren. Aber sie wurde in diesem Sommer erzählt, weil sie so jederzeit wieder passieren könnte in dem Ort, in dem sie sich zugetragen hat.

Es gibt eine Geschichte, die erzählt, wie einmal ein Dorfbewohner nicht zu Hause war, als ein Unwetter heraufzog, das die ganze Ernte vernichtete. Als er nach Hause zurückkehrte, war das Heu auf seinen Wiesen nicht nur abgemäht, sondern lagerte bereits fein säuberlich auf seinem Heuboden. Er bedankte sich bei seinen Nachbarn, die zusätzlich zu ihrer Ernte auch noch die seine geschultert hatten, mit einer Kiste Bier für alle.

DAMELACK Was Dorfkultur mit Disziplin zu tun hat und die amerikanische Verfassung mit Brandenburg

„Es gibt wenige Kinder, aber die haben einen großen Spielplatz auf dem Kirchhof“

Jahren mehrmals im Jahr zur Rotwildjagd anreist, dann stets beim Vorsitzenden des Dorfvereins logiert und nur eine Sorge hat: während seines Aufenthaltes nicht alle Einladungen zum Essen zu schaffen. Letztes Jahr, zu seinem zwanzigsten Damelack-Jubiläum, gab es ein großes Fest im Dorf.

In Damelack wird deutlich, dass Dorfkultur individuell ist. Hier ist sie zu einem nicht unbeachtlichen Teil ein Relikt aus DDR-Zeiten. Keiner kann alles haben, deswegen wird geteilt. Man ist aufeinander angewiesen. Natürlich bringt das bedingungslose Miteinander auch Ambivalenzen mit sich.

Und was den Damelackern zu ihrem perfekten Glück noch fehlt? Dass der letzte Zug aus Berlin noch ein Stündchen später fährt. Für die kleine Landflucht ab und an.

men zu bewahren, treibt die Gründerväter der Damelacker Handlungsmaxime seit Jahrzehnten an. Wer dazukommt, muss mitziehen. Und muss lernen, dass die eigene Freiheit sich oft auch im Gegenüber findet. Wer zum Beispiel kein eigenes Auto hat, kann darauf vertrauen, gefahren zu werden. Diese Gemeinschaft ist sich selbst genug, weil jeder so sein darf, wie er ist – solange er auch dem anderen dabei hilft.

Dazu passt, dass die Kirche in der Dorfmitte der Ort ist, an und um den herum Gemeinschaft stattfindet – die Religion steht hier eher im Hintergrund. Wegweisend nicht nur für andere Dorfgemeinschaften, sondern auch für Berliner, liebevoll „Bulletten“ genannt, und überhaupt alle Städter, die nach dem ersten Schub naiver Landromantik wirklich den Schritt hinein in eine intakte Dorfgemeinschaft wagen.

Und was den Damelackern zu ihrem perfekten Glück noch fehlt? Dass der letzte Zug aus Berlin noch ein Stündchen später fährt. Für die kleine Landflucht ab und an.

Wo ist der Stammtisch?

DORFKNEIPE Eine Feldforschungsreise nach Brandenburg

Platte Sprüche, Skat und Bierisch-Populismus – keine andere ländliche Institution ist so klichscheebeladen wie die Dorfkneipe. Doch was steckt hinter dem Schreckgespenst Stammtisch?

Schon im nordöstlich von Berlin gelegenen Biesenthal werden wir enttäuscht: Ein Messing-schild mit der vierverheißenden Aufschrift „Stammtisch“ baumelt einsam im unerwartet dünnen Zigarettenschmuck und der einzige Gast vor Ort schenkt uns Bier ein – er vertritt Wirtin Christiane, die gerade einkaufen geht.

Wenige treffen sich hier immer noch regelmäßig, wie uns ein Neuankommling verrät: „Vor der Wende, da gab es eine richtige Feierabendbier-Kultur“, erzählt er. „Die Arbeiter von der Kolchose stürzten aus dem Bus direkt hier rein.“ Aber was es keine Arbeit mehr gibt, gibt's auch keinen Feierabend. Und ergo kein Feierabendbier.

Die Arbeitslosenquote liegt hier bei circa zwanzig Prozent. Das ist im Rest des Landkreises Barnim nicht anders und auch mit Blick auf ganz Brandenburg nichts Besonderes. Aber hält das die Leute vom Kneipengang ab?

Mechthild Burk (Name geändert) führt eine Traditions-kneipe im Landkreis Barnim und weiß Näheres: „Die Leute achten mehr auf den Geldbeutel. Die sitzen lieber unter sich in ihrem Vereinsheim um eine Bierkiste.“ Der berühmte Stammtisch, die Institution der Meinungsmache: Geschichte. An Mechthilds Stammtisch trifft sich nicht das ganze Dorf, sondern Cliquen: Die Imker haben ihren Imker-Stammtisch, die Autofans ihren Trabi-Stammtisch. Das wirkt sich auch auf das soziale Miteinander im Dorf aus. „Man fremdelt“, sagt Mechthild Burk.

Ein älterer Herr ist zutraulich, und endlich bekommen wir das zu hören, was stadtläufig als „Stammtischparolen“ bekannt ist: „Nach der Wende ging's berg-ab“ – „Und dann kam auch noch der Euro“ – „Früher, da hatte jeder Arbeit.“ Nachdem wir uns verabschiedet haben, schaut er wieder schweigend in sein halbleeres Bierglas.

Vielleicht gibt es doch noch Hoffnung? Ob der Taxifahrer auf der Suche nach dem verlorenen Stammtisch helfen kann? „Ja, Mittwochs is' doch der Trabi-Stammtisch.“ Nein, so einen „richtigen“ Stammtisch, wo das ganze Dorf zusammenkommt und redet. „Ne, du, die Zeiten sind vorbei.“ Er empfiehlt uns ein, zwei Kneipen in Bernau, einer Stadt, versteht sich: „Aber das sind jetzt höchstens drei Leute. Und reden tun die auch nicht.“

INTERVIEW: DANIEL APPEL, ANDREAS SCHMALTZ

Andrea von Allwörden

Jahrgang 1966, ist promovierte Gartenbauwissenschaftlerin am Leibniz-Zentrum für Agrarlandschaftsforschung (ZALF) e.V. in Müncheberg. Sie betreute 2012 das Projekt „Urban Gardening 2.0“.



ANONYMITÄT? NEIN DANKE!

Zusammen, aber allein

Viele Menschen behaupten, sie könnten ohne das Internet nicht leben, sie fühlen sich isoliert von der Welt, wenn das Handy ausgeht oder der PC kaputt ist. Die digitale Community ersetzt, was der städtische Alltag kaum mehr bietet: das Gefühl, eingebunden zu sein in eine Gemeinschaft. Das Miteinander in der Nachbarschaft, so wie im Dorf, gibt es in der Stadt nur selten.

fach nicht das Gemeinschaftsgefühl, das sie suggerieren: Dort pflegt man Beziehungen per Gefällt-mir-Button und sortiert sein Umfeld ganz bequem per Löschkfunktion. Wenn ein Facebook-„Freund“ etwas Unbequemes sagt, kann man ihm mühelos aus dem Weg gehen, ohne dass es je zur Klärung kommt. Die Anonymität der Großstadt setzt sich im Internet fort, wo man den Leuten nicht mehr wirklich ins Gesicht sehen muss. Überhaupt gibt es keinen Augenkontakt, kein Spiel mit der Stimme. Die Wahrnehmung des An-

SONJA HONKE

ANONYMITÄT? JA BITTE!

Stadtluft befreit

Gemeinschaft ist nicht Freundschaft und Anonymität nicht Einsamkeit. Das vergessen viele, wenn die „Anonymität der Großstadt“ mal wieder als Sündenbock herhalten muss. Wenn die Leiche einer Rentnerin erst nach Wochen gefunden wird. Wenn Menschen die Dorfidylle beschwören, in der man sich angeblich noch um andere kümmert.

Dabei ist schon in der Schule die vielzitierte „Klassengemeinschaft“ in erster Linie eine Zwangsgemeinschaft – Tratsch und Mobbing sind häufig unver-

meidbar, Konformität wird belohnt, Andersartigkeit bestraft. In durchaus vergleichbarer Form findet man das auch auf dem Land. Dorfgemeinschaft bedeutet oft: knallharte soziale Kontrolle.

Außerdem sind Städter keine unsozialen Roboter, keine anonyme Masse und keine selbstverliebten Egomane, auch wenn man sie gerne als solche beschimpft. Die Stadt bietet Kneipen und Clubs, Vereine und Lesebibliotheken, Parks und Schwimmbäder. Alles Orte, an denen Menschen Beziehungen

außerhalb von Facebook und Twitter pflegen. Es ist gut, dass unser Verhalten in der Stadt nur den eigenen Freundeskreis interessiert. Wer im Dorf durchs Raster fällt, findet in der Stadt Anschluss: die Alternativen, die Schritten, die irgendwie Anderen. Sicher, auch die Anonymität hat ihre Schattenseiten, sie gleichzusetzen mit Ignoranz und sozialer Kälte ist aber verkürzt. Vielen ermöglicht sie, „nach eigener Fassung“ glücklich zu sein und die Möglichkeit für einen Neuanfang.

CHRISTIAN SIMON

- Bauer I Wer: Andreas Speer Was: Gärtnerei Gemüsewerk Wo: Niederfinowener Straße 8, Hohenfinow Gründung: 2010 Betriebsgröße: 1,1 ha Mitarbeiter: 2 Umfang: alles an Gemüse, was möglich ist, Kräuter und Obst Philosophie: „Bei uns ist alles Handarbeit.“ Alle Produkte entstehen aus kontrolliert biologischem Anbau. Zukunftsvision: ein eigener Hofladen

Andreas Speer rät jedem, der mit seinen Händen arbeiten will, eine Ausbildung zu machen und so schnell wie möglich in die Praxis zu gehen. Ein Studium wäre verschwendete Zeit. Was zählt, sind Erfahrungen und der direkte Bezug zu den Erzeugnissen: „Die Zukunft liegt in der Transparenz. Verbraucher wollen wissen, woher ihr Gemüse kommt.“

2 Bauern, 2 Wege

HÖFE Wer in die Landwirtschaft will, hat mehrere Möglichkeiten. Nur freies Land gibt es nicht mehr

steigt. Er persönlich braucht niemanden, der anpacken kann, aber keinerlei Verständnis für Technik hat. „Wir machen gar nichts mehr mit der Hand“, stellt er fest, „wir setzen auf Mechanisierung.“

Beide geben zu bedenken: Es gibt in Deutschland keine freien Flächen mehr. Wer seine Ziele hochsteckt und in die Selbstständigkeit will, muss erst in einem Betrieb arbeiten – und hoffen, diesen irgendwann übernehmen zu dürfen.

SOPHIE KIWUS

- Bauer II Wer: Prof. Dr. Kindermann Was: SIG Agrar & SIG Tierproduktion GmbH, MTK GmbH Wo: Hauptstraße 1, Hohenfinow Gründung: seit 1200 Gutshof Betriebsgröße: 1.860 ha Mitarbeiter: 49 Umfang: Ackerbau, Tierzucht, Schlachthof, Biogasanlage Philosophie: „Ein Landwirtschaftsbetrieb muss über Generationen hinweg denken.“ Der Betrieb ist ein Kreislauf aus Anbau, Nutzen und Verwertung. Zukunftsvision: Effektivität



44 Kilometer fließt die Spree durch Berlin. Das ist etwas mehr als ein Zehntel ihres Weges durch den ländlichen Raum.

11 Hipster-Holzfallerhemden verkauft ein angesagter Herrenausstatter in Mitte pro Woche.

20 verschiedene Länder weltweit strahlen Sendungen über die Partnersuche auf dem Land aus („Bauer sucht Frau“).

10.526.579 Menschen lebten im Jahr 2011 in dünn besiedelten Regionen Deutschlands.



Mensch

In einer Disco mitten in Berlin geht es zu wie auf dem Dorf. Und in Brandenburg leben Menschen ohne Obdach wie in der Stadt



Menschen inmitten der Stadtnatur: die TeilnehmerInnen des 15. taz Panter Workshops auf dem taz-Dachgarten Foto: Anja Weber

## Ohne Dach und ungezählt

**LEBEN** In der Großstadt gehören Obdachlose zum Stadtbild. Aber es gibt sie auch auf dem Land. Dort ist es viel schwieriger für sie, anonym zu bleiben. Und doch gibt es keine Statistik

Sie leben versteckt, sind aber nicht unsichtbar. Obdachlose auf dem Land fallen auf. Anders als in der anonymen Großstadt passen Menschen ohne Dach über dem Kopf nicht in das friedliche Bild vom Land – für sie ist es viel schwieriger, ihr Schicksal zu verbergen. Sie schlüpfen unter verbergen. Sie schlüpfen unter Bekannten, um nicht gesehen zu werden. „Die Scham ist groß“, sagt Ingrid Freninez vom Sozialzentrum Haltestelle in Fürstenwalde, etwa 60 Kilometer von Berlin entfernt.

„Viele sehen sich an den Rand der Gesellschaft gedrängt“, so Freninez. Die meisten Betroffenen lassen sich erst helfen, wenn sie keinen Ausweg mehr finden. Allein die Sozialeinrichtung in Fürstenwalde betreut etwa sechzig Menschen im Monat, denen ein Leben auf der Straße droht – oder die ihre Wohnung bereits verloren haben.

Bis vor wenigen Jahren konnte dort durch Verhandlungen mit den Behörden und den Vermietern beinahe jede Obdachlosigkeit verhindert werden. „Heute geht es vor allem um Schadensbegrenzung“, sagt Freninez. Denn viele Menschen rutschen so schnell in die Armut, dass ihnen nicht mehr geholfen werden kann. Besonders auffällig sei, dass mittlerweile auch junge Menschen die Hilfsangebote der Sozialeinrichtungen in Anspruch nehmen.

Mitverantwortlich für das Problem ist das knappe Wohnungsangebot in Berlin. Seit etwa zwei Jahren suchen immer häufiger obdachlose Menschen aus der Hauptstadt Hilfe in der brandenburgischen Einöde. Doch der Traum von einer günstigen Wohnung kann auch hier schnell platzen: Mietsteigerung, sagt Freninez, gibt es auch auf dem Land.

Niemand weiß genau, wie viele Menschen in ländlichen Regionen tatsächlich auf der Straße leben. Weder das Land Brandenburg noch die Gemeinden führen eine Statistik über Obdachlo-

sigkeit. „Die Lage ist nebulös“, sagt Ursula Nonnemacher, Landtagsabgeordnete der Grünen in Brandenburg. Die Landesregierung sieht die Kommunen in der Verantwortung. Diese sagen, sie könnten die hohen Kosten einer solchen Erhebung nicht allein tragen. „Die Frage der Finanzierung wird zum Pingpongspiel“, beklagt Nonnemacher.

Kommunen und Land fordern eine bundesweite Statistik, denn nicht einmal dem Statistischen Bundesamt liegen verlässliche Daten vor. Doch für die Hilfsverbände wäre das Problem damit allein nicht gelöst: „Es reicht nicht, sich der Forderung nach einer bundesweiten Statistik anzuschließen“, sagt Susanne Kahl-Passoth, Direktorin des Diakonischen Werkes Berlin-Brandenburg. „Wir brauchen Zahlen für das Land.“

Für die Hilfseinrichtungen ist die derzeitige Situation unbefriedigend – sie können nur schwer regionale Unterstützung anbieten, solange unklar ist, wie viele Menschen eigentlich betroffen sind. Die Diakonie wünscht sich daher, betroffenen Menschen präventiv Unterstützung anbieten zu können. Schnelle Hilfe bei drohender Zwangsäumung könnte verhindern, dass Menschen überhaupt auf der Straße landen, glaubt Kahl-Passoth.

Das Problem, dass es keine Statistik gibt, wird auf der im Juni stattfindenden Landesarmutskonferenz mit dem Thema „Wohnungslos in Brandenburg“ besprochen. „Damit rückt das Thema endlich in die Öffentlichkeit“, sagt Kahl-Passoth. Auch Ingrid Freninez vom Sozialzentrum in Fürstenwalde wird an der Konferenz teilnehmen. Die Projektleiterin will auf die Probleme in ihrem Landkreis aufmerksam machen, denn für sie steht fest: „Alle reden von der Großstadt, Obdachlose auf dem Land werden zu oft vergessen.“

FELIX HUETTEN, ESRA KAPLAN, SAMANTA SIEGFRIED

## Remmi Demmi Deluxe

**AUSGEHEN** Tausende von jungen Menschen lassen jedes Wochenende im „Q-Dorf“ mitten in Berlin die Sau raus. Doch wie viel Dorf steckt in der Großraumdisco? Eine Spurensuche

Es ist Mitternacht, die Schlange auf dem Gehsteig am Kurfürstendamm wächst. Die gerade volljährig gewordenen Mädchen frösteln neben dem 50plus Fußballclub aus Hamburg. Jeder ist willkommen, die Türsteher weisen niemanden ab – wenn er nicht schon zu betrunken dort ankommt. Der erste Blick durch die Tür gibt einen Vorgeschmack auf das, was die Besucher erwartet: Wimpelfähnchen flattern über den Köpfen der Besucher, die gerade das Fliegerlied („Und ich flieg, flieg, flieg“) mitgrölen. Hier will man Spaß haben. Aber ordentlich.

An diesem Freitagabend gilt das Motto „Remmi Demmi Deluxe“ in der Diskothek Q-Dorf. Mitten in Berlin braucht es ein Dorf, um zu feiern? Packt den Städter etwa nachts die Sehnsucht nach der Dorfgemeinschaft? Wird hier anders gefeiert als in anderen Clubs? Wo ist hier das Dorf?

Das Angebot ist jedenfalls schon mal größer, als man es wohl in einer echten Dorfdisco erwarten würde: Animatoure im Affenkostüm und hautengen Ganzkörperanzügen verteilen kostenlosen Alkohol, Krankenschwestern posieren in knappen Uniformen, und in Federboas gehüllte Go-go-Girls geben sich alle Mühe, bei den männlichen Partygängern für eine gelöste Stimmung zu sorgen.

Discokugeln, weiße Ledersofas, Backsteinwände – Glitzer und rustikaler Landhausstil stehen nebeneinander, für jeden Geschmack gibt es den passenden Raum. In diesem Dorf ist alles erlaubt. So sieht das zumindest Fräulein Süß. Sie nennt sich selbst so, ihren echten Namen möchte sie nicht sagen. „Der ganze Laden kennt mich!“ Stolz stemmt das 16-jährige Mädchen aus Kreuzberg die Hände in die

**„Wir hier im Q-Dorf sind eine Gemeinschaft! Nicht so schickimicki!“**  
FRÄULEIN SÜSS, 16

Hüften. „Wir hier im Q-Dorf sind eine Gemeinschaft!“, lacht sie. „Nicht so schickimicki.“ Die Haare kleben ihr im Gesicht. Gerade hat sie einen Typ klargemacht. Er kommt aus München. Oder Hamburg. „Ist ja auch egal.“

Die, die hierherkommen, suchen den Exzess. Dafür kommen sie aus der ganzen Republik und machen sich schön. Das Q-Dorf-Mädchen spielt mit seinen weiblichen Attributen: mit tief ausgeschnittenen oder zerrissenen Tops, Minikleidchen, hautengen Jeans oder Leggings. Neongrün, Neongelb oder -pink sind ihre Farben. Auch Animalprints wie

den Zebra- oder Leopardendruck mag sie – frau will ja schließlich auffallen. An Frisuren ist alles dabei: Von lässig offen getragen bis aufwendig hochgesteckt. Aber immer schön gefärbt, am liebsten in Pink. Eine Dorfkirmes könnte nicht bunter sein.

Der Q-Dorfjunge macht es sich leichter: coole Sneaker, klassische stonewashed Jeans und Holzfallerhemd à la „Bauer sucht Frau“. Bei der Frisur gibt es für ihn nur eines: Gel, Gel, Gell! Daran hält sich auch der, den sich Fräulein Süß ausgesucht hat. Er packt sie an den Hüften, der Balztanz beginnt. Lasziv tanzt sie ihn an, streckt ihm ihren Po entgegen, während er sie fest an sich zieht. Irgendwann später sind sie verschwunden.

Nebenan klettern zwei Affen auf die Bühne und tanzen „Kasatschok“, einen traditionellen russischen Tanz, bei dem sie in die Hocke gehen und ihre Füße rhythmisch nach vorn schmeißen. „Moskau, Moskau, schmeißt die Gläser an die Wand“, dröhnt es. Als die beiden jeweils eine Flasche Wodka zücken, jöhlt das Publikum laut auf. Die Leute reißen die Münder weit auf, jeder will einen Schluck abbekommen.

Auch Dominik ist im Rausch. Er ist heute Abend hier, um „Frauen kennenzulernen“. Aber daraus wird nichts: Sein Freund Christian bricht auf der Tanzfläche zusammen, Alkoholvergift-

ung. Wie noch öfter in dieser Nacht fährt der Krankenwagen vor. „Scheißladen“ sagt der Rettungssanitäter. „Wir haben jede Nacht mehrere Einsätze wegen volltrunkener Jugendlicher.“ Aber das juckt die Q-Dörfler offensichtlich nicht. Sie genießen die Party, singen, grölen und tanzen, als gäb’s kein Morgen.

Damit der Rausch in dieser Nacht nicht endet, sind mehrere DJs im Einsatz. Einer von ihnen sieht in seinem roten Rüschenhemd aus wie ein 70er-Jahre-Erotikdarsteller. „Arm, aber sexy“ – dies gilt für Berlin ebenso wie für diesen Club. Arm der Stil, sexy die Selbstwahrnehmung.

Während gegen ein Uhr die Schlange draußen immer noch nicht kürzer geworden ist, kummert sich Dominik um die Freundin von Christian, der auf dem Weg ins Krankenhaus ist. Traurig sagt die Berlinerin, dass sie es nicht aushalte, ihren Freund so zu sehen. Daher will sie ihn nicht ins Krankenhaus begleiten. Sie bleibt weinend vor der Disco zurück.

Steht das Treiben im Q-Dorf nun für dörfliche Geselligkeit oder für städtische Anonymität? Schwer zu sagen. Aber wenn man Gemeinschaft so versteht wie Fräulein Süß, wird wohl jeder im Q-Dorf eine finden – wenn auch nur für eine Nacht.

AZIZ AYYILDIZ, LAURA BICKEL, TILL KELLERHOFF, RASHA NASR



12 Prozent der deutschen Bevölkerung im ländlichen Raum hat einen Migrationshintergrund.

40 Prozent höher ist die Wahrscheinlichkeit, in der Stadt an einer Depression zu erkranken.